



QIN
Quartiersinitiative
Niedersachsen

KONGRESS-DOKUMENTATION

„INNENSTADT ERHALTEN.ENTWICKELN.BELEBEN“

HISTORISCHES RATHAUS DUDERSTADT, 16. SEPTEMBER 2010



Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Frauen, Familie,
Gesundheit und Integration

KONGRESS „INNENSTADT ERHALTEN.ENTWICKELN.BELEBEN“

HISTORISCHES RATHAUS DUDERSTADT, 16. SEPTEMBER 2010

<p>10:00 Begrüßung Wolfgang Nolte Bürgermeister der Stadt Duderstadt</p>	<p>14:00 Zukunftschancen für die Fachwerkstädte Dr. Martin Biermann 1. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Historische Fachwerkstädte e.V., Fulda</p>	<p>Günter Riemer Bürgermeister der Stadt Kirchheim unter Teck Reinhard Schaake Bürgermeister der Stadt Wolfhagen Thorsten Kubiak Baudezernent der Stadt Helmstedt Achim Beck Stadtrat und Baudezernent der Stadt Wetzlar</p>
<p>10:15 Innenstadt erhalten.entwickeln.beleben! Aygül Özkan Niedersächsische Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, Hannover</p>	<p>14:15 Fachwerktriennale 09 – eine Erfolgsgeschichte – Bericht Prof. Dipl.-Ing. Manfred Gerner Geschäftsführendes Vorstandsmitglied, Arbeits- gemeinschaft Historische Fachwerkstädte e.V., Fulda</p>	<p>16:15 Fachwerktriennale 12 – Auslobung Dr.-Ing. Uwe Ferber Ferber, Graumann und Partner, Projektgruppe Stadt + Entwicklung, Leipzig</p>
<p>Preisverleihung des Wettbewerbs QiN 2010 Aygül Özkan Niedersächsische Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, Hannover</p>	<p>14:30 Demographischer Wandel – Wie überleben unsere Fachwerkstädte? Prof. Dr. Birgit Franz HAWK Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst, Holzminden, Fakultät Management, Soziale Arbeit, Bauen, Fachgebiet Bauwerks- erhaltung und Denkmalpflege</p>	<p>16:30 Quo vadis Innenstadt? Dr. Manfred Fuhrich Referatsleiter Stadtentwicklung, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn</p>
<p>11:45 Zukunft der Innenstadtentwicklung Dr. Jochen Lang Referatsleiter Städtebauförderung im Bundesminis- terium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, Berlin</p>	<p>14:30 Fachwerktriennale 12 – Projektpräsentationen und moderiertes Gespräch Moderation: Dr.-Ing. Uwe Ferber Ferber, Graumann und Partner, Projektgruppe Stadt + Entwicklung, Leipzig Friedhelm Meyer Städtischer Baudirektor der Stadt Hann. Münden</p>	<p>17:00 Schlusswort und Verabschiedung Lothar Busch Abteilungsleiter Bauen und Wohnen im Nieder- sächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, Hannover</p>
<p>12:00 Innenstadt im Wandel – Neue Impulse durch integrierte Handlungskonzepte Prof. Dr. Franz Pesch Städtebau-Institut der Universität Stuttgart, Stuttgart</p>		<p>Moderation Elke Frauns büro frauns, Münster</p>
<p>13:00 Gemeinsames Mittagessen</p>		

„Innenstadt ist eine Daueraufgabe ohne Dauerlösung“

Gemeinsamer Kongress von QiN und Fachwerktriennale

Die Modellförderung „Belebung der Innenstädte / Quartiersinitiative Niedersachsen“ (QiN) und die Arbeitsgemeinschaft Historische Fachwerkstädte e.V. hatten gemeinsam geladen – und gut 250 Vertreterinnen und Vertreter aus Verwaltung und Politik, Stadtentwickler, Citymanager und Privatakteure folgten dem Ruf ins Historische Rathaus der Stadt Duderstadt, um innerstädtische Zukunftsperspektiven zu beleuchten.



Duderstadts Bürgermeister Wolfgang Nolte begrüßte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer herzlich im Bürgersaal der Stadt Duderstadt, „in einem der schönsten Rathäuser, in einem der ältesten Rathäuser Deutschlands“. Mit Verweis auf die aktuelle Integrationsdebatte unterstrich Nolte dabei, dass Duderstadt „sehr viele Vertriebene und Flüchtlinge aufgenommen“ habe: „Wir sind eine Stadt, die immer wieder versucht hat, Brückenschlag zu leben.“

Am heutigen Tage stehe die Zukunft der Innenstädte im Fokus – mit allem, was dazugehöre: „die Ausrichtung auf jeweils maßgeschneiderte Handlungskonzepte, der richtige Umgang mit Baukultur und Stadtbild, die Verbindung von Wohnen, Handel, Dienstleistung und sich zu erholen, und nicht zuletzt auch die Verbindung mit einem akzeptierten Verkehrskonzept“. Duderstadt versuche, diesen Prozess intensiv zu leben. Bauen im Bestand werde seit Jahren propagiert, die örtliche Bürgerschaft sei über einen Förderkreis engagiert, der Handel engagiere sich. „Trotz knapper Kassen sind wir auch dabei, Leuchtturmprojekte zu initiieren – dieses Rathaus steht mitten in diesem und stellvertretend für diesen Prozess.“ Bis Ende 2011 solle das Rathaus und auch das Westerturmensemble mit dem schraubig gedrehten Turm zu einer touristisch wirtschaftlichen Erlebnisstation entwickelt werden.

Darüber hinaus arbeite man seit Oktober 2009 an einem Masterplan 2020. „Wir arbeiten an dem Plan mit der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst aus Hildesheim, Holzminden und Göttingen interdisziplinär und ganzheitlich zusammen.“ Das sei der Versuch, Duderstadt für junge Menschen, für Familien, für Senioren, für Gäste, für Arbeitnehmer und für die Wirtschaft bestmöglich aufzustellen. Möglich sei das unter anderem, „weil uns hier

ein Bürgerunternehmer hilft, diesen Prozess, der natürlich deutlich sechsstellig ist, auf den Weg zu bringen“.

Ministerin Özkan: QiN ist ideal für Niedersachsen

Anschließend zeichnete Aygül Özkan, die niedersächsische Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration die 20 Siegerprojekte des Wettbewerbs Quartiersinitiative Niedersachsen 2010 (QiN) aus. „Die Stärkung unserer Innenstädte ist eine Gemeinschaftsaufgabe von Land, Städten, Gemeinden und den Menschen, die vor Ort Verantwortung übernehmen und sich für ihr Quartier engagieren. Das sind die privaten Akteure, insbesondere auch die Immobilieninhaber, aber auch Geschäftsleute, Werbegemeinschaften und die Bewohner“, so die Ministerin. Die Quartiersinitiative trage zu einem Umdenkungsprozess bei. „Bürgerinnen und Bürger gestalten die Stadtentwicklung aktiv mit und wollen ihre eigenen Ideen, eigene Geldmittel und ehrenamtliches Engagement einbringen.“

Wie in den Vorjahren stelle das Land für QiN auch in 2010 eine Million Euro Fördermittel zur Verfügung. Die tatsächliche Fördersumme sei angesichts der privaten Investitionen und kommunalen Anteile noch weitaus höher. Das gesamte Projektvolumen habe für die 48 Projekte, die von 2007 bis 2009 gefördert wurden, weit mehr als 6 Millionen Euro umfasst. „Die Quartiersinitiative bietet vielfältige Möglichkeiten zur Förderung von innovativen Projekten in Städten und Gemeinden aller Größenordnungen – ideal für ein Flächenland wie Niedersachsen“, betonte Özkan. In keinem anderen Bundesland gebe es annähernd so viele Projekte, die auf der Idee des sogenannten „Business Improvement Districts“ (BID) auf freiwilliger Basis umgesetzt werden.

Anschub und Motivation

Anschließend schritt die Ministerin zur Preisverleihung. Nacheinander ehrte sie die Projekte aus Ankum („Aktiv für Ankum“), Bad Bederkesa („Wir machen unseren Ortskern fit für die Zukunft!“), Bardowick („Jetzt oder nie: Pieperstraße und Große Straße stellen sich auf und werden aktiv!“), Bohmte („Raum für Mehr“), Emden („QiN – Ein Gewinn für das Faldern-Quartier“), Emsbüren („Markt / In der Maate: Vom Hinterhof zur Ortsmitte“), Göttingen („Beleben durch Verbinden“), Helmstedt („Herzstück Neumärker“), Hildesheim („charmant & kompetent – Wegweisend“), Leer („Büntingplatz als erster Impulsgeber – die Leerer Altstadt startet durch“), Nienburg („1000 Jahre Leinstraße – und weiter geht's“), Nordenham („WeserWasserLicht“), Osnabrück („Quartiersmanagement Heger-Tor-Viertel“), Ostercappeln („Starke Mitte – Lebenswertes Zentrum“), Salzgitter („Salzgitter-Bad: Wir geben der Altstadt die Würze!“), Springe („Uns geht ein Licht auf! – Licht am Markt!“), „Wittingen ... warum in die Ferne schweifen, das Gute liegt so nah?“), Wolfenbüttel („Leben und Arbeiten zwischen Schlossplatz und Ziegenmarkt – ein Gestaltungsregelwerk für die Fußgängerzone“) und Wolfsburg („Belebung durch Wandel – Kampfstraße in Wolfsburg-Fallersleben“).

Allen Preisträgern wünschte Ministerin Özkan viel Erfolg bei Planung und Umsetzung. Sie denke, „mit dem Preis haben Sie einen schönen Anschub bekommen, eine Motivation“. Sie wolle sich „bei den vielen Menschen bedanken, die vor Ort Verantwortung übernehmen und sich für ihre Quartiere einsetzen, für ihre Ortskerne, die sich in die Stadtentwicklung einbringen mit eigenen Ideen, Geldmitteln und viel ehrenamtlichem Engagement“. Das sei keine Selbstverständlichkeit.



„Die Quartiersinitiative bietet vielfältige Möglichkeiten zur Förderung von innovativen Projekten in Städten und Gemeinden aller Größenordnungen – ideal für ein Flächenland wie Niedersachsen“, betonte Niedersachsens Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, Aygül Özkan.



Erhalten, entwickeln, beleben

Anschließend ergriff Dr. Jochen Lang vom Bundesministerium für Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung (BMVBS) das Wort. Den Titel des Kongresses – Erhalten! Entwickeln! Beleben! – verstehe er als Aufforderung. „Doch wer ist da eigentlich aufgefordert?“ Seiner Ansicht nach viele: „Die Städte, ihre Bewohner, die Eigentümer, die Mieter, die Geschäftsinhaber, die Kunden, die Gastronomen, die Besucher – also alle, die irgendetwas dazu beitragen können, die Innenstädte zu erhalten, zu entwickeln, zu beleben.“ Und die Preisträger des diesjährigen QiN-Wettbewerbs seien ein im Wortsinne ausgezeichnete Beleg dafür, dass sich Menschen für ihre Stadt, für ihre Innenstädte engagieren.

Stadt sei für die Menschen da. „Und nur die Menschen in der Stadt können sie wiederum erhalten, entwickeln und beleben.“ Bund, Land, EU oder andere Außenstehende können und sollen dabei unterstützen. „Aber sie können es nicht selbst machen.“ Zu dieser Unterstützung gehöre auch, aber nicht nur, die Städtebauförderung. „Wir wollen, wir müssen und wir werden die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und den sozialen Zusammenhalt unseres Landes stärken. Wenn dieses Land weiter vorankommen will, dann brauchen wir gute entwickelte attraktive Lebensräume. Und dafür brauchen wir starke und lebenswerte Städte und Gemeinden.“ Und die seien eben nicht vorstellbar ohne lebenswerte Zentren.

Lebenswerte Innenstädte und Ortszentren seien vielfältig, einzigartig und unverwechselbar: „Es sind Orte für Wirtschaft und Kultur, für Wohnen, Arbeiten, Leben. Zentren stiften Identität für die ganze Stadtgesellschaft,

oft auch für eine ganze Stadtregion.“ Deshalb sei die Stärkung der Innenstädte seit Langem und in Zukunft das vorrangige Ziel der Städtebauförderung.

Große Leistungsfähigkeit der Städtebauförderung

Viele täten Vieles für die Innenstädte. Das Bundesbauministerium wolle das künftig stärker bündeln und einen breiten politischen Kommunikationsprozess beginnen. Am 20. Oktober werde Bundesbauminister Dr. Peter Ramsauer den Entwurf eines Weißbuchs Innenstadt in Berlin vorstellen. „Wir werden einen umfassenden Diskussionsprozess zu diesem Entwurf organisieren.“ In diesem Diskussionsprozess werde die Städtebauförderung ein wichtiges, wenn auch nicht das einzige Thema sein. „Bundesbauminister Dr. Ramsauer bekennt sich ausdrücklich zur Städtebauförderung. Und er tut das gerade angesichts und in der aktuellen Haushaltslage.“ Denn die städtebauliche Erneuerung präge das Gesicht und den Charakter der Städte und Gemeinden.

Die volkswirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Städtebauförderung sei in zahllosen Studien und Gutachten belegt. „Stichworte: Hohe Anstoßwirkung auf Investitionen, hohe Beschäftigungswirkung im lokalen Handwerk und Baugewerbe. Das ist ja sozusagen noch ein angenehmer Nebeneffekt der Städtebauförderung, dass sie zugleich auch Kultur- und Beschäftigungspolitik ist.“ Noch wichtiger sei jedoch, „dass sie eine Reihe von Vorteilen bei der Lösung der oft komplexen und leider oft auch komplizierten Probleme von Städten und Gemeinden vereint“.

Bei einer Rede zur Städtebauförderung dürfe man aktuell das Thema Haushalt nicht auslassen, fuhr Dr. Lang fort.

„Wir konnten angesichts der doch sehr harten Sparauflagen, die uns vorgegeben sind, die Städtebauförderung nicht unberührt lassen.“ Diese Kürzung der Bundesmittel sei ein Beitrag zur Konsolidierung des Bundeshaushalts. „Die Folgen sind uns bekannt und bewusst – insbesondere hinsichtlich des zu erwartenden Rückgangs der kommunalen Investitionen in diesem Bereich.“ Sehr viele Städte, Gemeinden und Verbände hätten dem Ministerium geschrieben und zu Recht auf die große Leistungsfähigkeit der Städtebauförderung hingewiesen und gegen die Kürzung protestiert.

Über Erfolge vor Ort reden

„Wir nehmen diese Kritik sehr ernst“, sagte Lang. Er befürchte, dass „auch laufende Projekte gestreckt oder vielleicht auch ausgesetzt werden müssen“. Deswegen werde das BMVBS gemeinsam mit Ländern, Kommunen und kommunalen Spitzenverbänden überlegen, wie das künftig zur Verfügung stehende Geld möglichst effektiv eingesetzt werden kann. „Minister Ramsauer strebt an, die Bundesmittel sobald wie möglich wieder aufzustocken – soweit das in der haushaltspolitischen Situation möglich ist.“ Man setze dabei auf das augenblicklich beginnende parlamentarische Verfahren zum Bundeshaushalt. „Und ich habe durchaus die Hoffnung, dass die guten Argumente für die Städtebauförderung bei den Abgeordneten, vor allen Dingen bei den maßgeblichen Abgeordneten im Haushaltsausschuss, auf offene Ohren stoßen“ – und der Bundestag die Einsparauflagen ein wenig erleichtere.

„Um das zu erreichen, brauchen wir Sie“, wandte sich Lang direkt an die Anwesenden. „Denn dafür brauchen wir die Kompetenz und das Engagement vor Ort.“ In diesem



Lebenswerte Innenstädte und Ortszentren seien vielfältig, einzigartig und unverwechselbar, sagte Dr. Jochen Lang vom Bundesministerium für Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung (BMVBS): „Es sind Orte für Wirtschaft und Kultur, für Wohnen, Arbeiten, Leben. Zentren stiften Identität für die ganze Stadtgesellschaft, oft auch für eine ganze Stadtregion.“

Zusammenhang wolle er seinen Respekt für die Arbeit in den Städten und Gemeinden aussprechen. „Das tue ich nicht nur als Person, sondern im Namen des Bundesbauministeriums.“ Man sei in Berlin zwar recht weit weg von der kommunalen Praxis, wisse aber dennoch wie viel Kraft und Aufwand in den Kommunen investiert würde. „Gerade in Zeiten einer Haushaltskonsolidierung kann ich Sie nur ausdrücklich ermuntern, dieses Engagement bitte nicht zu reduzieren. Bitte machen Sie so engagiert weiter. Engagieren Sie sich weiter, indem Sie das tun, was Sie bisher tun.“

Dabei genüge es nicht, nur das Richtige zu tun: „Tue Gutes und sprich darüber!“ Die Erfolge der Städtebauförderung seien der jeweiligen Stadt in der Regel sehr bewusst. „Die kommen aber in der politischen Öffentlichkeit, bei den Haushältern, noch nicht ganz so gut an, wie es eigentlich nötig und wünschenswert wäre.“ Das liege vermutlich daran, „dass wir in Bund, Ländern und Gemeinden, vor allem aber in den Gemeinden, so sehr auf die Sacharbeit konzentriert sind, dass wir darüber das Klappern vergessen.“ Genau dieses sei aber immens wichtig. „Vor allem müssen Sie darüber mehr reden – über Ihre Leistung vor Ort, Ihr Engagement um Ihre Erfolge.“

Stadt ist etwas Besonderes

Niemand, so begann Prof. Dr. Franz Pesch vom Städtebau-Institut der Universität Stuttgart seinen anschließenden Vortrag über „Innenstadt im Wandel – Neue Impulse durch integrierte Handlungskonzepte“, habe die urbanen Errungenschaften besser auf den Begriff gebracht als der Historiker Lewis Mumford, der geschrieben habe: „Noch vor der Schriftkunst ist die Stadt die kostbarste Erfindung der Zivilisation.“ Pesch fügte aus seiner Sicht hinzu: „Nur

wenn wir wissen, was wir besitzen, können wir ermessen, was auf dem Spiel steht.“

Die Stadt sei im Gegensatz zum Dorf etwas Besonderes. „In ihr nämlich tritt das Individuum aus der Begrenztheit seiner Behausung in die Öffentlichkeit.“ Erst die Stadt schaffe „richtige Öffentlichkeit“. Stadt sei Austausch von Waren und Dienstleistungen, Informationen, kulturellen Aspekten. Aber die Stadt sei auch eine „Integrationsmaschine der Gesellschaft, die fremde Kulturen aufnimmt und durch Integration neue Qualitäten schafft“. Stadt erfinde im Aufnehmen des Fremden neue Qualitäten. Und die europäische Stadt habe es immer verstanden, „in einem maßvollen Optimierungsprozess auf den Ort bezogen besondere Qualitäten zu erzeugen“.

Frage man nach den besonderen Qualitäten der europäischen Stadt, so stieße man auf den öffentlichen Raum. Aber Stadt sei immer mehr gewesen als die Addition von Häusern, Erschließung und Infrastrukturversorgung. „Was wir heute schätzen, entsprang einer vor allem ökonomisch und kulturell begründeten städtischen Gesellschaft und Politik, einer Auffassung von Gleichheit, Recht und Kalkulation auf dem Weg von Vertragsabsprache zu einer allgemeinen Maxime.“ Mit anderen Worten: „Von Politik, nämlich der bürgerlichen Politik.“

Zentren von Wissen und Kultur

Städte seien Zentren von Wissen und Kultur und Freiraum für Innovation und Unternehmertum. Geprägt seien sie vom baukulturellen Erbe. Dennoch erscheine die Zukunft der Städte heute ungewiss und die Gestaltung der Stadtentwicklung als eine Herausforderung: „Durch

den wirtschaftlichen und sozialen Wandel wirken auf die Innenstädte mehrere Kräfte ein, die sie durchaus vor Zerreißproben stellen können.“ Zwar scheine die Frage, ob es in einer globalisierten urbanen Welt noch die Stadt geben werde, beantwortet. „Ob es die vernetzte, vielfältige Stadt sein wird, die sich über Jahrtausende herausgebildet hat, oder die Agglomerationen spezialisierter und zugleich homogenisierter urbaner Strukturen mit seriellen Quartieren scheint aus meiner Sicht aber noch weitgehend offen.“

Er wolle sich mit drei Aspekten dieser veränderten oder sich verändernden Situation der Städte beschäftigen: der demografischen Entwicklung, dem wirtschaftlichen Strukturwandel und dem Umstand, „dass uns dieser Strukturwandel Flächen auf den Markt wirft, Grundstücke, die für neue Anforderungen der Stadtgesellschaft zur Verfügung stehen“. Das sei „die Chance“. Die Bevölkerungsentwicklung und das Thema der sozialen Segregation stellten ganz besondere Herausforderungen dar, „also Integration auch im räumlichen Zusammenhang“. Der wirtschaftliche Strukturwandel mit seiner Ambivalenz der Arbeitsplatzreduktion stehe auf der einen Seite. „Aber eben auch die Chance, Flächen für die Stadtentwicklung zu gewinnen, die man über Jahrhunderte eigentlich nur an der Peripherie hatte.“

Am heutigen Tage gehe es primär um Fachwerkstädte, „bei denen sozusagen das Thema des Stadtkerns und der Einkaufsinnenstadt in vielen Fällen zusammenfällt“. Das sei eine besondere Herausforderung, „weil viele Altbauten unter Denkmalschutz stehen“. Und es stellten sich neue Anforderungen an Nutzungsänderung, Modernisierung und energetischer Ertüchtigung. „Wir haben eine relativ hohe städtebauliche Dichte und ein verwinkeltes Straßennetz,

wo wir beispielsweise den Anspruch von Bewohnern nach Wohnen mit Freiräumen ganz schwer realisieren können.“ Man habe im Grunde ein Flächenangebot im Bereich der Parzellenstruktur, mit dem heute kaum jemand, der einen Handel eröffnen wolle, zurechtkäme.

Daueraufgabe ohne Dauerlösung

Der Stadtplaner Peter Zlonicky habe einmal gesagt, Stadterneuerung sei eine Daueraufgabe ohne Dauerlösung. Der Stadterneuerungsprozess sei eigentlich permanent gegeben. Folglich müsse man sich die gegenwärtige Situation sehr sorgfältig anschauen. „Und konstatieren, dass die komplexen Fragestellungen, die ich gerade nur andeuten konnte, auch vernetzte Strategien brauchen, die über klassische Pläne hinausgehen.“ Es müsse zudem aufgezeigt werden, „wie und in welchen Allianzen man die Ideen Wirklichkeit werden lässt“.

Die Innenstädte von heute seien für eine andere Gesellschaft mit völlig anderen Bedürfnissen gebaut worden. Die Anpassung an heutige Zeiten sei also unbedingt notwendig. „Und jetzt sage ich was ganz Optimistisches: Es ist uns doch auch im Bereich des Verkehrs gelungen.“ Man habe doch bereits viel erreicht „nach den stadtzerstörerischen 60er Jahren, wo wir im Grunde durch die Lande gefegt sind und alles niedergerissen haben“. Aber man habe doch heute Verkehrskonzepte für historische Stadtkerne, die funktionierten. „Warum soll dann nicht auch funktionieren, wenn wir über Innenstädte nachdenken?“

Er wolle einige Aspekte kurz aufzeigen. Die Nachfrage nach Wohnen im Zentrum stiege zwar. Man müsse jedoch zur Kenntnis nehmen, „dass die Bevölkerungsgewinne



Der Stadterneuerungsprozess sei eigentlich permanent gegeben, sagte Prof. Dr. Franz Pesch vom Städtebau-Institut der Universität Stuttgart. Folglich müsse man sich die gegenwärtige Situation sehr sorgfältig anschauen. „Und konstatieren, dass die komplexen Fragestellungen auch vernetzte Strategien brauchen, die über klassische Pläne hinausgehen.“ Es müsse zudem aufgezeigt werden, „wie und in welchen Allianzen man die Ideen Wirklichkeit werden lässt“.



Prof. Pesch zitierte den Historiker Lewis Mumford, der geschrieben habe: „Noch vor der Schriftkunst ist die Stadt die kostbarste Erfindung der Zivilisation.“ Pesch ergänzte aus seiner Sicht: „Nur wenn wir wissen, was wir besitzen, können wir ermessen, was auf dem Spiel steht.“ Frage man nach den besonderen Qualitäten der europäischen Stadt, so stieße man auf den öffentlichen Raum.

bisher überwiegend auf Bildungswanderung zurückzuführen sind, dass es eben nicht die immer in den Vordergrund gestellten Rückkehrer sind“. Die sogenannte Renaissance der Innenstädte sei also „kein Selbstläufer, sondern ein täglicher Kampf“. Eine der zentralen Fragen in diesem Zusammenhang sei, wie man erreichen könne, wieder Bauinteresse in Innenstädten zu wecken. Die Flächen seien vorhanden, „in Baulücken, auf Brachen“.

Historisches Flair

Hinsichtlich der Entwicklung des Handels sei festzuhalten, dass auf dessen Exodus aus der Innenstadt eine Rückkehr „in schwer verdaulicher Form“ stattgefunden habe: „Ich bedauere, das muss ich hier ganz deutlich zu Protokoll geben, dass wir nach 20 Jahren Entwicklung von innerstädtischen Einzelhandelsprojekten immer noch die gleichen schematischen Lösungen haben, die weit hinter der amerikanischen Entwicklung zurückstehen.“ Neben zu leistender Aufholarbeit müsse man sich aber auch bewusst machen, „dass das Thema Erlebniseinkauf, dass im Grunde die Attraktion auch für junge Käuferschichten an den Innenstädten nicht vorbeigehen darf.“ Das dürfe man nicht den Einzelhandelsgroßprojekten überlassen.

Diesbezüglich gebe es zwei grundsätzliche Strategien. Das eine sei der Weg der Innenstadt als Einkaufsgalerie. „Also der Ansatz: Wir wollen den Erlebniseinkauf in einer Einkaufsgalerie Innenstadt kultivieren und das historische Flair der Innenstadt als Grundlage nehmen.“ Dabei müsse der Handel natürlich mitspielen. Der zweite Ansatz bestehe in der Integration eines klassischen Shoppingcenters. „Und ich würde Ihnen sehr eine Dissertation, die an unserem Institut geschrieben worden ist, ans Herz legen,

von Anne Meyer-Duckart ‚Handel und Urbanität‘. In der werde ausführlich „ein schlechtes Projekt“ vorgestellt – die Schloss-Arkaden in Braunschweig: „Da haben Sie einen Kilometer Fassade, von der im Grunde nur 80 bis 100 Meter belebt sind.“

Konfliktreiche Innenstadtentwicklung

Dass es auch anders gehe, zeigten zwei Projekte in Münster: „Die Münster-Arkaden, ein architektonisch durchaus sehr gut integriertes Projekt, und die benachbarte Stubengasse, ein lange brachliegender Parkplatz in der Innenstadt, wo man erfolgreich versucht hat, architektonisch und zeitgemäß eine Mischnutzung zu entwickeln.“

Darüber hinaus gelte es, das Thema Klimaschutz im Auge zu behalten und sich zu fragen, was man dazu in den Innenstädten leisten könne. Eine seiner Doktorandinnen beschäftige sich mit dem Thema, „dass sich Helsinki klimatisch in den mitteleuropäischen Raum hin bewegt, dass Stuttgart in absehbarer Zeit das Klima von Rom haben wird“. Das werfe ganz neue und andere Fragen auch für den öffentlichen Raum auf. „Da sind schattige Gassen und Plätze, die andererseits wieder andere Probleme machen, ein großer Vorteil.“

„Innenstadtentwicklung“, schloss Pesch ab, „war schon immer einer der konfliktreichsten Schauplätze der Stadtplanung.“ Es müsse klar sein, dass Lösungen nur in Erhaltung und Entwicklung gefunden werden können, „mit breitem Konsens, bürgerschaftlichem Engagement und neuen Allianzen für die Innenstädte“. Innerstädtische Handlungskonzepte seien ein Weg, die Stadtbevölkerung darauf einzuschwören.

Fehlentwicklungen selbst korrigieren

Nach der Mittagspause ergriff Dr. Martin Biermann, der 1. Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Historische Fachwerkstädte e.V., das Wort. Nie zuvor in den Jahrhunderten seit Errichtung der deutschen Fachwerkstädte seien in den vergangenen drei Jahrzehnten „Beträge ungeahnten Ausmaßes aus vielerlei Töpfen“ in die Erhaltung der historischen Altstädte geflossen. „Und sie haben unstrittig viel bewirkt, sehr viel. Doch das Ergebnis, auf die Zukunft gesehen, ist mehr als ernüchternd und alles andere als nachhaltig.“

Biermann fragte: „Hat uns der gesellschaftliche Wohlstand der letzten Jahrzehnte den Blick auf die Realität getrübt? Denken wir im Erhalt des Denkmals zu idealistisch und nehmen die reale Welt nicht wahr? Machen wir etwa den Menschen, so wie wir ihn gerne hätten und wünschen, zum Maßstab unserer Überlegungen und Entscheidungen, anstatt die Menschen mit ihren Bedürfnissen und Vorstellungen so zu nehmen, wie sie nun einmal sind?“

Die Gefahren seien groß und die Wahrscheinlichkeit, dass noch einmal etliche Milliarden öffentlicher Gelder und Subventionen zur Reparatur selbst gesteuerter Fehlentwicklungen fließen könnten, äußerst gering. „Wir müssen die Fehlentwicklungen selbst korrigieren, wenn wir nachhaltig unsere Städte sichern wollen.“

Kleinteilige Altstädte

Trotz vielfältiger Bemühungen müsse etwa konstatiert werden, dass immer weniger Menschen in den historischen Fachwerkhäusern lebten. Offensichtlich erfüllten sie als



Realistische Zukunftschancen für Fachwerkstädte setzen die Einsicht voraus, dass es nicht so weitergehen könne, wie in den letzten Jahren, unterstrich Dr. Martin Biermann. „Historische Altstädte sind weder mit Ideologie und Weltverbesserertum noch mit Wunschdenken und Nostalgie zu erhalten.“



Der Handel habe sich der Altstadt fast flächendeckend bemächtigt, sagte Dr. Biermann. „Kaum ein Fachwerkhaus, das nicht durch Aufbrüche der Erdgeschossfront und Installieren von großen Schaufenstern dem Handel nutzbar gemacht wurde.“ Um dem Umstand zu begegnen, dass Fachwerkstädte nach Geschäftsschluss trostlos leer seien, müssten zeitgemäße Angebote geschaffen werden.

Wohnraum nicht mehr die Ansprüche, die die Gesellschaft an Wohnraum stelle. „Das Handwerk in seiner früheren vielfältigen Ausprägung als einst tragende Säule der Altstädte, Stichwort Zünfte, ist aufgrund räumlicher Enge aber auch gesetzgeberischer Veränderungen, zum Beispiel Emissionsrecht, fast komplett aus den Kernstädten verschwunden.“ Und der Handel „in seiner baulich bedingten Kleinteiligkeit der Altstädte“ erfülle nicht mehr die Anforderungen an ein umfassendes breites Warenangebot, das vom Kunden heute erwartet werde. Der qualitätsbewusste Handel wechsele in andere Einkaufsformen.

Auch der Dienstleistungsbereich suche längst andere Standorte. „Ärztelhäuser mit angeschlossenen Apotheken werden verkehrsfreundlich am Rande der Altstädte betrieben.“ Das Herausdrängen des Individualverkehrs aus den Altstädten habe man trotz aller Bemühungen einer Steigerung des ÖPNV nicht ausgleichen können. Und abendliche Vergnügungen junger Menschen hätten heute andere Ziele als die Altstädte. Kurz: „Die Altstädte üben keine Anziehungskraft mehr aus.“

Realistische Zukunftschancen für Fachwerkstädte setzten die Einsicht voraus, dass es nicht so weitergehen könne, wie in den letzten Jahren. „Historische Altstädte sind weder mit Ideologie und Weltverbesserertum noch mit Wunschdenken und Nostalgie zu erhalten, sondern nur mit Wahrnehmung der Realität und einem Anerkenntnis von gesellschaftlichen Wandel.“

„Ideologischen Ballast“ abwerfen

Man müsse lernen, Menschen dort abzuholen, wo sie tatsächlich stünden, und entsprechende zeitgemäße Ange-

bote in der Altstadt zu machen. Das setze unstreitig große Veränderungen voraus. „Auch historische Städte sind ein lebendiger Organismus, der Veränderungen unterliegt. Wir müssen sie ermöglichen, sonst ist der Patient nicht lebensfähig.“

In Bezug auf das Wohnen gelte es, nicht die Menschen den Häusern, sondern die Häuser den Menschen anzupassen. „Das haben nebenbei bemerkt unsere Vorfahren auch gemacht. Häuser unterlagen immer Veränderungen.“ Handwerksdienstleistungen seien aus der Altstadt fast vollständig verschwunden. „Viel alte Handwerkskunst hat die Veränderung der Zeiten nicht überlebt, andere habe der Handel verdrängt.“ Diese Entwicklung schein ihm tatsächlich schwer umkehrbar. Umso mehr habe sich in den letzten Jahrzehnten der Handel der Altstadt fast flächendeckend bemächtigt. „Kaum ein Fachwerkhaus, das nicht durch Aufbrüche der Erdgeschossfront und Installieren von großen Schaufenstern dem Handel nutzbar gemacht wurde.“

Dass immer mehr Freiberufler, teils mit hoher Kundenfrequenz, der Altstadt den Rücken gekehrt hätten, hänge mit ihrer fehlenden individuellen Erreichbarkeit zusammen. „So ist der Orthopäde in der Fußgängerzone ein Unding.“ Fest stehe aber auch: „Wer den Individualverkehr gänzlich aus der Altstadt verbannt, entzieht ihr die damit verbundene Nutzungen, die typisch mit ihr verknüpft sind.“ Hier müsse endlich „ideologischer Ballast“ abgeworfen werden. Und um dem Umstand zu begegnen, dass Fachwerkstädte nach Geschäftsschluss trostlos leer seien, müssten zeitgemäße Angebote geschaffen werden, damit auch junge Menschen den Reiz der Altstadt erfahren könnten. „Eine Disco muss nicht unbedingt in einem Gewerbegebiet außerhalb angesiedelt sein.“

Integrierte Konzepte äußerst fruchtbar

Biermann gab das Wort weiter an Professor Dipl.-Ing. Manfred Gerner, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Historischer Fachwerkstädte e. V. Gerner gab einen kurzen Rückblick auf die Fachwerktriennale 09 und die damals angegangenen Projekte. In Bezug auf den Stadtumbau etwa sei ein schwerwiegendes Problem die geschlossene Blockrandbebauung. „Die Bewohner solcher Quartiere vermissen Parkplätze, Kinderspielmöglichkeiten, Gartengrün und Sitzgelegenheiten für Ältere.“ Die Idee, die Flächen im Inneren der Blöcke umzunutzen, scheitere oft an der Unwilligkeit der Eigentümer zu Grundstückstausch, Grundstücksverkauf oder Umwidmungen. „An solcher Starrheit können entsprechende Projektansätze scheitern.“

Andere Ansätze hätten sich erfolgreich mit Stadtentwicklungsfonds, Stiftungen und neuen Trägermodellen, aber auch neuen Ansätzen im Tourismus beschäftigt. „Kurzzeitige Events wie das farbige Anstrahlen von Gebäuden führen zu keiner Attraktivitätssteigerung, während tief in die Stadtgeschichte integrierte Konzepte äußerst fruchtbar sind.“ So habe Wetzlar seine Optikgeschichte wiederentdeckt und auch in Form eines Optikparcours deutlich gemacht. Wernigerode habe seine Bürger animiert, kleine und größere Höfe zu reaktivieren und damit ein neues „Wir-Gefühl“ geschaffen. Und Hannoversch Münden habe mit einer Ausstellung und besonderen Attraktionen wie einem Eisenbahnwagen als Restaurant mitten in der Stadt einen herausragenden Ansatz geliefert.

Die Ansätze ökonomischer Clusterstrategien in Fachwerkstädten hätten gezeigt, „dass hier mit langem Arm



Prof. Manfred Gerner gab einen kurzen Rückblick auf die Fachwerktriennale 09 und die damals angegangenen Projekte. „Kurzzeitige Events wie das farbige Anstrahlen von Gebäuden führen zu keiner Attraktivitätssteigerung“, betonte er. Tief in die Stadtgeschichte integrierte Konzepte hingegen seien äußerst fruchtbar und schafften ein neues „Wir-Gefühl“.

gearbeitet werden muss“. Entsprechende Planungsansätze müssten unter Umständen über Jahrzehnte verfolgt werden. Celle habe eine Sommerakademie eingerichtet, die bei Hochschulen und Studierenden auf großes Interesse gestoßen sei. „Die sehr guten Entwürfe lassen sich teilweise zwar nicht in einer Fachwerkstadt realisieren, zeigen jedoch, dass Stadt und Menschen mehr Luft zum Atmen brauchen.“ Gerner schloss: „Diese Ansatzpunkte sind die Fakten, dass wir für historische Städte, insbesondere Fachwerkstädte, das Bewusstsein in der jetzigen Generation vertiefen und verfestigen müssen.“

Verliebtheit erzeugen

Im Anschluss referierte Professor Dr. Birgit Franz von der Fakultät Management, Soziale Arbeit, Bauen, Fachgebiet Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege der HAWK Holzminden über die Frage „Demographischer Wandel – Wie überleben unsere Fachwerkstädte?“ Denkmalschutz und demographischer Wandel seien Themenfelder, die sie schon lange beschäftigten „und hier insbesondere die Frage: Wie überleben unsere Baudenkmale?“ Dazu habe sie sieben Thesen mitgebracht, die sie mit Beispielen unterfüttern wolle.

Baudenkmale – ihre erste These – seien ein wesentlicher Standortfaktor für jede Stadt und jedes Dorf. Das mitgebrachte Beispiel dazu komme aus der Lausitz, „es ist das sogenannte Umgebndeland“. Dort existiere ein „wundervoller“ Bautypus, eine Mischung aus Holzbauweise und Fachwerkbauweise. Es gebe ungefähr 19.000 Gebäude in dieser Bauart, die zum Teil vom Verfall bedroht seien. „Dort hat sich eine inzwischen EU-geförderte Initiative gegründet, die versucht, diesem Problem mit einem positiven

Image entgegen zu wirken.“ Ziel: Das Thema Umgebndehaus solle zu einer Dachmarke für die ganze Region werden.

„Der Ansatz dazu – auch wenn es vielleicht ein bisschen schräg klingt: Verliebtheit erzeugen.“ Man habe sich gesagt: „Wir müssen einfach gucken, dass die Menschen diese Objekte wieder entdecken.“ Dazu habe man eine Internetseite entwickelt, in der Vorteile, Empfindungen, Motivationen „unheimlich schön dargestellt“ seien und damit „Begehrlichkeit geweckt“. Inzwischen habe man bereits mehrere hunderte dieser Objekte verkaufen können an Menschen, die dort ihren Zweitwohnsitz oder im Alter auch einen Erstwohnsitz eingenommen hätten.

Schrumpfung und Entschleunigung

Franzens zweite These lautete: „Für das Überleben unserer Städte müssen wir die Schrumpfung akzeptieren.“ Das klinge einfach, aber es sei „einfach noch nicht überall durchgedrungen“. Ein Ort, der das akzeptiert habe, liege nicht weit von Duderstadt entfernt – Eschershausen in Niedersachsen. Der Ort habe bis 2025 mit einem Bevölkerungsrückgang von 27 Prozent zu rechnen. „Man hat Maßnahmen ergriffen, den Dorfplatz neu gestaltet und wieder einen Penny-Markt in die Innenstadt geholt.“ Zudem habe Eschershausen einen interessanten Schritt gewagt, „und fragt junge Menschen, nämlich Studenten: Wie könnte eine Lösung für diesen schrumpfenden Ort aussehen?“

Ähnlich agiere die IBA Stadtumbau, an der sich 19 Städte beteiligen. Hier seien auch 25 Studierende der HAWK beteiligt. „Es geht darum, eine Brache in der Innenstadt nachzuverdichten, um die Infrastruktur vor Ort

am Leben zu erhalten.“ Dafür brauche man eine gewisse Quantität an Nutzern. Zudem habe dieser Schritt auch eine Konsequenz für die umliegenden Dörfer, die eben auch bewusst mit dieser verstärkten Schrumpfung umgehen müssten. „Also ein Miteinander in der Schrumpfung – an einer Stelle Verdichten, an der anderen Stelle verstärkt schrumpfen.“

Eine weltweite Bewegung besonderer Art der Schrumpfung sei die Cittàslow-Bewegung, eine internationale Bewegung lebenswerter Städte. Das entsprechende Prädikat hätten inzwischen auch neun deutsche Städte erwerben können, die eine Schrumpfung anderer Art propagierten. „Die nämlich sagen, wir wollen auch im Wachstum schrumpfen, wir wollen uns nicht mehr der Geschwindigkeit stellen, in der man heute lebt. Wir wollen unsere Orte entschleunigen.“ Diese Entschleunigung werde „ganz nah mit dem Bürger“ geprägt und eine neue Wertschätzung für das Dorf und die Stadt geschaffen. „Vor allem wird auch auf eine behutsame Infrastrukturpolitik gesetzt und das heißt: kein zusätzlicher Flächenverbrauch angestrebt.“

Potenziale der Leere

„Zum Überleben brauchen historische Altstädte eine abgestimmte Raumordnung“, lautete die dritte These. Auch das sei an sich nichts Neues: „Gemeinde A weist kein Neubaugebiet mehr aus, aus der Kenntnis, dass Gemeinde B bestimmte Neubaugebiete ausweist.“ Ein Modellprojekt, das dem entgegen wirken wolle, sei eines in der Westpfalz: „Nicht Stillstand, sondern Chance – Flächenpotenziale gefragt.“ Dieser neue raumordnerische Ansatz katalogisiere alle Flächen über 200 Quadratmeter, um Interessenten gezielt Fläche in der Innenstadt, im inneren Dorfbereich

anbieten zu können, um Bauen auf der grünen Wiese zu unterbinden „und damit wieder Leben in die alten Gebäude oder Freiflächen zu bringen“.

„Meine vierte These“, fuhr Franz fort, „lautet: Gesundheitsschrumpfung benötigt seelischen Beistand.“ Damit meine sie keinen „Seelenklempner“, aber schon, dass man den Prozess systematisch begleiten müsse. „Schrumpfen hat etwas mit Verlusten zu tun und Verluste haben etwas mit Trauer und Ängsten zu tun.“ Das sei bei baulicher Schrumpfung und Bevölkerungsrückgang auch so. Es gebe aber auch Menschen, die sähen in diesem Strukturwandel, in dieser Leere Potenziale, „die Potenziale der Leere“. Auch in kleinen Fachwerkstädten könne Rückbau nach vorne bringen.

„Die Werte der Baudenkmale müssen auch durch die Öffentlichkeit verifiziert werden“, schritt Franz zur nächsten These. Denkmalschutzgesetze seien zwar wichtig, „sie betonen das öffentliche Interesse, was an der Erhaltung besteht“. Ihr Plädoyer gehe dahin, bei der Bewertung der Erhaltenswertigkeit auch die Öffentlichkeit stärker einzubinden. „Dazu habe ich ein kleines, etwas skurriles Beispiel mitgebracht, ein Projekt der Cityförster.“ Das seien elf junge Architekten, die alle in Hannover studiert hätten, noch heute netzwerkartig zusammen arbeiten „und quer denken“.

Unkonventionelle Erhaltungsstrategien gefragt

„Sie wurden gefragt, in Hannover einen Wettbewerbsbeitrag zu leisten für einen Entsorgungspark für funktionslose Kunst im öffentlichen Raum.“ Die Idee sei so einfach wie spannend gewesen: „Die haben sich gesagt: Es gibt 156



„Für das Überleben unserer Städte müssen wir die Schrumpfung akzeptieren“, sagte Prof. Dr. Birgit Franz von der HAWK. Eine weltweite Bewegung besonderer Art der Schrumpfung sei die Cittàslow-Bewegung, eine internationale Bewegung lebenswerter Städte. „Die nämlich sagen, wir wollen auch im Wachstum schrumpfen. Wir wollen uns nicht mehr der Geschwindigkeit stellen, in der man heute lebt. Wir wollen unsere Orte entschleunigen.“ Dabei werde auf eine behutsame Infrastrukturpolitik gesetzt und kein zusätzlicher Flächenverbrauch angestrebt.



Dr. Uwe Ferber von der Ferber, Graumann und Partner, Projektgruppe Stadt + Entwicklung in Leipzig moderierte die Podiumsdiskussion über Vergangenheit und Zukunft der Fachwerktriennale.

Baudenkmale im öffentlichen Raum in Hannover – und wir gucken mal, was passiert, wenn wir diese Denkmale mit Sand überschütten und der Bevölkerung sagen, die Objekte, die Euch interessieren, die müsst Ihr in den nächsten sechs Wochen zumindest zu einem Drittel freischaufeln. Und was dann nicht freigeschaufelt ist, das beerdigen wir in Würde und mit Pietät in einer Grube.“

Es seien auch unkonventionelle Erhaltungsstrategien gefragt, umriss Franz ihre sechste These. Als Beispiel führte sie eine ungenutzte Eisenbahnbrücke über die Weser bei Holzminden an, „die die Immobilienabteilung der Deutschen Bahn gerne für einen Euro abtreten möchte“. Der Leiter der NordLB in Holzminden habe dann angefragt, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, sich mit dem Projekt zu beschäftigen. „Und wir fanden es spannend und haben uns in einem kleinen interdisziplinären Kollegenteam die Aufgabe vorgenommen.“ Den beteiligten Studierenden habe man kein Ziel vorgegeben.

„Und was ist dabei herausgekommen? Elf ganz tolle Ideen – und eine hat dazu geführt, dass die Brücke tatsächlich insgesamt neun Mal in Szene gesetzt wurde.“ Man habe ein Ergotherapieprojekt und Erlebnispädagogikprojekt entwickelt.

Gemeinschaftliches Agieren

„Man hat gesagt, wir könnten es doch hinbekommen, dass Gruppen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlicher Denkstruktur miteinander an dieser Brücke klettern.“ So hätten Jugendliche aus der Justizvollzugsanstalt gemeinsam mit Hochschulstudierenden, Krankenschwestern und Zivildienstleistenden zusammen Kletterübungen gemacht.

„Meine letzte These lautet: Lokale Akzeptanz erzeugt gemeinschaftliches Agieren aller Bevölkerungsgruppen“, kam Franz zum Schluss. Als Beispiel nannte sie die hessische Stadt Wanfried. „Auf den ersten Blick ein ganz normales deutsches Städtchen, eine schöne Fachwerkstadt.“ Auf den zweiten Blick erkenne man allerdings: „Da steht viel leer, viel leer.“ Auf der anderen Seite der Stadt entstehe nichtsdestotrotz ein großes Neubaugebiet, obwohl man wisse, dass Wanfried pro Jahr 57 Einwohner verliere.

2008, im Rahmen der 400-Jahr-Feier der Verleihung der Stadtrechte, habe ein großes Fest stattgefunden. „Und zwei holländische Besucher sind damals aufgestanden und haben gesagt: „So eine tolle Gemeinschaft, ihr müsst es irgendwie publik machen, hier würden Holländer gerne hinkommen, gerne hier leben oder eine Zweitwohnung haben.“ Man sei daraufhin auf eine Messe in Holland gefahren und habe sich vorgestellt.

„Und wahrhaftig sind Holländer gekommen, haben sich den Ort angeschaut und waren begeistert.“ Die Wanfrieder hätten die potenziellen neuen Nachbarn „an die Hand genommen“, und inzwischen seien bereits etliche Häuser an holländische Mitbürger verkauft worden.

Energieeffizienz großschreiben

Unter der Moderation von Dr. Uwe Ferber von der Ferber, Graumann und Partner, Projektgruppe Stadt + Entwicklung, Leipzig, diskutierten anschließend Friedhelm Meyer, der Städtische Baudirektor der Stadt Hannoversch Münden, Günter Riemer, Bürgermeister der Stadt Kirchheim unter Teck, Reinhard Schaake, Bürgermeister der Stadt Wolfhagen, Thorsten Kubiak, Baudezernent der Stadt

Helmstedt und Achim Beck, Stadtrat und Baudezernent der Stadt Wetzlar, über Vergangenheit und Zukunft der Fachwerktriennale.

Friedhelm Meyer erläuterte, dass das Projekt in Hannover-Münden „aus der Bevölkerung heraus entstanden“ sei. Anlass sei eine Diskussion darüber gewesen, einen größeren Gebäudekomplex abzureißen. „Und unser Denkmalaktivist vor Ort hat mit Verbündeten gesagt: Das muss ja wohl nicht sein.“ Unter dem Strich seien 20 leer stehende Gebäude über den Zeitraum von einer Woche bespielt worden. Einfach sei das nicht gewesen. „Wie kriege ich auf einen Holzdachboden über ein Holztreppehaus 200 Leute rein und im Brandfall auch wieder raus? Wir haben es geschafft – mit der Bauordnung und der Feuerwehr zusammen.“ Wenn man gemeinsam etwas erreichen wolle, dann gehe das auch. „Man muss es wollen und die Menschen – auch die zuständigen Behörden – müssen dazu bereit sein.“

Günter Riemer ordnete Kirchheim zunächst geografisch ein. „Viele hier im Raum kennen unsere Stadt vermutlich nicht. Wir haben 40.000 Einwohner und liegen im Speckgürtel von Stuttgart.“ Kirchheim verfüge über eine gut erhaltene Altstadt, und die sei sehr beliebt – und das entwickle sich zum Problem. „Wir haben ein durchaus gehobenes Publikum, das ganz bewusst in die Innenstadt gezogen ist. Die ziehen wieder weg, weil sie sagen, mir ist zu viel jugendliches lautes Leben in dieser Stadt.“ Insbesondere in den Wochenendnächten sei in den Straßen eine „Parallelgesellschaft“ unterwegs. Dabei sei das Thema Schrumpfung im Großraum Stuttgart noch kein Problem. „Noch verzeichnen wir sogar leichten Einwohnerzuwachs.“



Führten eine rege Diskussion (v. l. n. r.): Achim Beck (Stadtrat und Baudezernent der Stadt Wetzlar), Günter Riemer (Bürgermeister der Stadt Kirchheim unter Teck), Moderator Dr.-Ing. Uwe Ferber (Ferber, Graumann und Partner, Projektgruppe Stadt + Entwicklung, Leipzig), Reinhard Schaake (Bürgermeister der Stadt Wolfhagen), Friedhelm Meyer (Städtischer Baudirektor der Stadt Hannover-Münden) und Thorsten Kubiak (Baudezernent der Stadt Helmstedt).



Friedhelm Meyer erläuterte, dass das Projekt in Hannover-Münden „aus der Bevölkerung heraus entstanden“ sei. Über den Zeitraum von einer Woche seien 20 leer stehende Gebäude bespielt worden. Wenn man gemeinsam etwas erreichen wolle, so Meyer, dann gehe das auch: „Man muss es wollen und die Menschen – auch die zuständigen Behörden – müssen dazu bereit sein.“

Reinhard Schaaque berichtete, in Wolfhagen werde das Thema Energieeffizienz groß geschrieben. „Wir haben 2008 den Beschluss gefasst, bis zum Jahr 2015 unsere Energie, unseren Strom aus erneuerbaren Energien vor Ort zu erzeugen.“ Man habe sich beim Wettbewerb „Energieeffiziente Stadt“ beworben und sei am gestrigen Tage als eine von fünf Städten in das Förderprogramm hineingekommen. „Das hat uns riesig gefreut. Und wir haben jetzt die Chance, innerhalb der nächsten fünf Jahre jedes Jahr etwa eine Millionen Euro an Maßnahmen in Richtung Energieeffizienz umzusetzen.“

Ausgabe von Anteilsscheinen

Man wolle erreichen, dass die Fachwerkinnenstadt auch energetisch so nach vorne gebracht werde, „dass es wieder lebenswert und auch wirtschaftlich ist, hier zu wohnen.“ So werde man im Bereich der Gebäudesanierung gemeinsam mit den örtlichen Stadtwerken Maßnahmen ergreifen. Man wolle z. B. verstärkt Wärmepumpen in historische Gebäude einbringen. „Der Invest wird dabei von den Stadtwerken übernommen, die installieren die Anlagen, der Hauseigentümer zahlt lediglich den Strom.“ Darüber hinaus habe man Kontakt zu einer Firma, die ein neues Projekt zum Thema Holzvergasung entwickelt habe. „Wir wollen versuchen, aus dem Holz Strom zu erzeugen und die Wärme den Häusern als Nebenprodukt zuzuführen.“

Thorsten Kubiak plädierte aus seinen Erfahrungen in Helmstedt dagegen, „den Häuserkampf um jede einzelne Immobilie aufzunehmen – das schaffen Sie in der Regel nicht“. In Helmstedt versuche man es anders. „Wir setzen eher auf das quartiersweise Betrachten und Entwickeln

der Substanz.“ Wichtig sei dabei, auf die Ideen der Bürger einzugehen und gemeinsam zu agieren. Deshalb beteilige man sich auch an der Fachwerktriennale: „Hilfe zur Selbsthilfe“. In Helmstedt gebe es z. B. viele alte Professorenhäuser – „große Gebäudetypen, für den einzelnen Investor oft bereits zu groß. Die Leute können es nicht alleine.“

Hier gelte es, gemeinschaftliche Lösungen zu finden. „Das kann genossenschaftliches Bauen sein, das kann Finden einer Eigentümergemeinschaft oder einer Nutzergemeinschaft sein.“ Ein neuer Ansatz sei hier die Ausgabe von Anteilsscheinen gewesen. „Wir bitten nicht mehr um eine Spende und das Geld ist für den Spender weg. Das Geld wird verzinst. Und wir haben tatsächlich Bürgerinnen und Bürger gefunden, die nicht nur einen Anteilsschein, sondern gleich zwei oder drei gekauft haben.“

Attraktivität der Fachwerkstadt

Achim Beck verwies darauf, dass Wetzlar nicht nur Fachwerkstadt, sondern im Bereich der optisch-feinmechanischen Industrie in Deutschland die Nummer 2 sei. „Ich nenne nur drei Namen: Leica, Zeiss und Minox.“ Wenn man Jena einmal außen vor lasse, „dann sind wir das Silicon Valley der optisch-feinmechanischen Industrie in Deutschland oder sogar Europa“. Und das wolle man auch zeigen. Man habe daher Industrie und Bürger gemeinsam gebeten, „dass wir uns im Wettbewerb der Städte in diesem Cluster positionieren.“

Die Folge sei die Einrichtung eines Viseums gewesen, das fünf große Wetzlarer Unternehmen der optisch-feinmechanischen Industrie gemeinsam betreiben. Hinzu komme ein Optik-Parcours, bestehend aus 20 über die

Stadt verteilten Objekten. Beide Einrichtungen zusammen hätten die Touristenzahlen spürbar wachsen lassen. Das, aber auch die Attraktivität der Fachwerkstadt, habe dazu beigetragen, dass sich in Wetzlar viel Event-Kultur und -Gastronomie angesiedelt habe. „Das Thema Lärm in der Innenstadt trifft uns relativ hart in den letzten Monaten.“

Libidinöse Bindung

„Innenstadt“, begann Dr. Manfred Fuhrich, Leiter des Referats Stadtentwicklung im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung, seinen Vortrag, sei „ein unklarer Begriff“. Er habe deshalb im Vorfeld auch einmal nachgeschaut, was Wikipedia dazu sage. „Fand ich verblüffend – die Innenstadt ist der innere Teil einer Stadt, auch als City oder allgemein Stadtzentrum bezeichnet.“ In vielen Städten falle der Bereich der Innenstadt mit dem Gebiet des historischen Stadtkerns zusammen, sodass hier Sehenswürdigkeiten konzentriert seien. Dann habe er „etwas ganz Tolles“ gefunden: „Als Innenstadt wird der Stadtteil bezeichnet, der keinen eigenen Namen trägt, aber umgangssprachlich als solcher bezeichnet wird.“ Da sei etwas so wichtig und habe doch keinen eigenen Namen. „Aber: Das geht ja mit Mama und Papa genauso.“ Genau darum gehe es: „Wichtig ist, dass die libidinöse Bindung da ist, libidinöse Bindung für die Städte.“

Innenstadt sei gelebte Tradition und gegenwärtige Geschichte – und als solche stetigen Veränderungen unterworfen. „Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme.“ Innenstadt sei darüber hinaus „urbane Konfrontation“. Urban hieße nämlich „Begegnung inklusive Überraschung“: „Urban heißt Fremdes anziehen. Und auch Fremdes aufnehmen. Urban heißt,

Widersprüche aushalten.“ Und Widersprüche müssten viele Städte heutzutage auch architektonisch und gestalterisch aushalten – weil sie aus zwei Ebenen bestünden: „Die erste Ebene geht bis zur Höhe von drei Metern, da sind die Geschäfte. Und darüber gibt’s ein bisschen Geschichte.“ Vielerorts habe man der Stadt zugunsten des Einzelhandels „unten einfach die Beine abgehackt.“

Dabei sei Innenstadt „Markt in Echtzeit“ – nicht nur Umschlagsort von Waren, sondern auch Ort der Kommunikation. „Im Gegensatz zu den virtuellen Welten von eBay und Amazon gibt es hier noch richtige Marktplätze.“ Innenstadt sei öffentlicher Raum und „offener Ort“ für alle: „Ein Ort für 24 Stunden an 365 Tagen.“ Dabei sei der frei verfügbare Raum gerade in den Innenstädten zunehmend durch Kommerzialisierung gefährdet.

Rückbesinnung auf örtliche Talente

Innenstadt sei auch Schaufenster und als solches „mehr als Kulisse“. Innenstadt stifte Identität. „Hier sind wir zu Hause und haben ein Wir-Gefühl.“ Aber es sei eine zunehmende Festivalisierung und „Entwöhnung vom Alltag“ zu beobachten. Er müsse vielen Citymanagern dringend raten, ein paar Events weniger zu machen. „Lassen Sie doch mal den Raum, diesen Marktplatz. Die Zeit muss sein. Lassen Sie den einfach auch mal unbespielt.“

Stadtbewohner verlören zunehmend das Gefühl, wie man einen leeren Platz benutzt. Zur neuen „gefühlten“ Renaissance der Innenstädte schränkte Fuhrich ein, dass dieser Trend statistisch nicht belegt sei. „Glauben Sie nicht denen, die anhand von Zahlen nachweisen wollen, dass die Innenstadt beliebt ist.“ Zahlen drückten das nicht aus.



Innenstadt sei gelebte Tradition und gegenwärtige Geschichte – und als solche stetigen Veränderungen unterworfen, unterstrich Dr. Manfred Fuhrich, Leiter des Referats Stadtentwicklung im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung. Widersprüche müssten viele Städte heutzutage auch architektonisch und gestalterisch aushalten.



Lothar Busch, Abteilungsleiter Bauen und Wohnen im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, beendete die Veranstaltung: „Ich hoffe im Interesse aller – nicht nur derer, die in den Städten wohnen – sondern überhaupt aller Menschen, dass wir eine gute Entwicklung in unserem Wohn- und Lebensumfeld haben werden.“

Innenstadt sei und bliebe ein Gemeinschaftswerk. Lokale Verantwortungsgemeinschaften seien wichtig, aber auch Stadtumlandkooperationen. „Es müsste eigentlich zunehmend Verträge geben, dass zum Beispiel auch der Opernsitzplatz von den Umlandgemeinden mitfinanziert wird, weil diese Leistungen erbracht werden.“ Mehr und mehr Kulturstätten müssten schließen, weil die Gelder knapp würden. Hier stünden interessante Auseinandersetzungen an, wie man solche kommunalen Einrichtungen halten könne. „Gegebenenfalls sollte man vielleicht Karstadt-Gebäude für einen Euro kaufen und dort ein Kulturzentrum einrichten.“ In Bonn sei eine solche Diskussion bereits im Gange.

Man brauche eben nicht nur Geld, sondern auch den Mut, sich etwas Neues auszudenken. Die „Slow-City“ bzw. „Cittàslow“-Bewegung sei in diesem Zusammenhang sein Lieblingsthema – „also die Rückbesinnung auf die örtlichen Talente und der Widerstand gegen Überfremdung“. Letzteres bezöge sich auf den Zugriff von internationalen Konzernen. „Greve in der Toskana lässt z. B. keine internationale Hotelkette und auch keinen großen Supermarkt zu, sondern propagiert den Konsum örtlicher Produkte.“

Frage der Prioritätensetzung

Das seitens des BMVBS geplante Weißbuch Innenstadt skizzierte Fuhrich als einen fachlichen Diskurs über Innenstadt, der zugleich die Fortsetzung einer langen Geschichte sei. „Wir haben heute ja schon einmal gehört: Innenstadt ist eine Daueraufgabe ohne Dauerlösung – und das ist auch gut so.“ Auch im Weißbuch werde es um Themen wie Marktplatz, Wohn- und Lebensraum, Mobilität, Integration gehen. Ziel müsse sein, die Rahmenbedingungen

zu verbessern. Fuhrich zeigte sich vorsichtig optimistisch: „Vielleicht kriegen wir es ja hin, wieder mehr Mittel für die Stadt locker zu machen.“ Wenn Ärzte finanziell deutlich besser gestellt würden, „dann sollte man eigentlich auch den Kommunen mehr Geld geben. Das ist eine Frage der Prioritätensetzung.“

Mit einem Schlusswort von Lothar Busch, dem Abteilungsleiter Bauen und Wohnen im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration, endete die Veranstaltung. Busch befand, er habe den Eindruck, „wir haben heute eine gute Veranstaltung gehabt“. Dafür bedankte er sich in erster Linie bei der Stadt Duderstadt und bei allen weiteren Beteiligten. Der Triennale 12 wünschte er „mit dem heutigen Startschuss viel Erfolg, alles Gute und auch den Niedersachsen, die sich daran beteiligen, eine gute Entwicklung.“ Den Teilnehmern am QIN-Wettbewerb gab er mit auf den Weg: „Ich hoffe im Interesse aller – nicht nur derer, die in den Städten wohnen – sondern überhaupt aller Menschen, dass wir eine gute Entwicklung in unserem Wohn- und Lebensumfeld haben werden.“



QIN

Quartiersinitiative
Niedersachsen

IMPRESSUM

V.i.S.d.P.: Jens Imorde
Imorde, Projekt- & Kulturberatung GmbH
Schorlemerstr. 4, 48143 Münster
Tel.: 0251-52093-0, Fax: 0251-52093-33
Email: info@imorde.de

Redaktion, Text und Gestaltung:
Christoph Hochbahn

Im Auftrag des Niedersächsischen Ministeriums für
Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integra-
tion, Postfach 141, 30001 Hannover

www.qin-niedersachsen.de



Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Frauen, Familie,
Gesundheit und Integration